



Marlen Haushofer: *Die Wand*

von Nandi Friedel



Foto: OÖN/www.nachrichten.at

Marlen Haushofer

Die Wand von Marlen Haushofer, als das Buch 1968 erschien, war überall dort, wo man sich für Literatur interessierte, in aller Munde. Über alle möglichen Zugänge näherte man sich diesem Werk – psychologisch, kritikrisch, umweltpolitisch oder als Betrachtung einer weit zurückliegenden Zeit, jenseits aller technischer Hilfsmittel, über die man heute verfügt.

Eine Frau findet sich eines Morgens, nach einer einsamen Nacht in einer Jagdhütte plötzlich vor einer durchsichtigen, doch undurchdringlichen und unüberwindbaren Wand, die sie vom Weg zurück in bewohntes Gebiet trennt. Nach einer gewissen Zeit findet sie heraus, dass jenseits der Mauer alles menschliche und tierische Leben versteinert scheint und nur die Pflanzenwelt weiter existieren dürfte. Auf ihrer Seite der Wand haben sie selbst, ein Hund und die restliche Tierwelt überlebt. Die Jagdhütte ist gut ausgerüstet mit Proviant, Gerät und Gewehren plus Munition. Zuerst meint die Frau, dass diese Isolation nicht lange dauern werde, doch eines Tages muss sie erkennen, dass sich jenseits der Wand eine weitreichende Katastrophe ereignet haben muss, die jedes Leben ausgelöscht hatte. Auch beim Blick über die Landschaft von einem Aussichtplatz wirkt alles unbelebt, und langsam wird ihr die Dramatik der Lage klar, die sie immer intensiver über ihre Überlebenschancen nachdenken lässt. Eines Tages findet sie eine Kuh, die seit Tagen nicht mehr gemolken wurde, und sie bringt sie in einem der Nebengebäude unter. Als noch eine Katze auftaucht, hat

die Frau für drei Tiere zu sorgen und beginnt, sich immer genauer zu überlegen, wie sie die künftige Zeit überleben wird. Sie muss Heuvorräte für die Kuh, von der sie glaubt, dass sie trächtig ist, anlegen, sie muss Wild erlegen, um für den Hund, die Katze und sich selbst Nahrung zu haben, sie beginnt, Fische zu fangen und einen Kartoffelacker anzulegen. Zum Glück findet sie das benötigte Werkzeug. Ihre Tage vergehen in mühseliger Knochenarbeit, an die sie sich erst gewöhnen muss, da sie bis jetzt ein bequemeres Leben in einer Kleinstadt verbracht hat. Ihr Mann ist gestorben und ihre beiden Töchter bereits von daheim ausgezogen. Sehr trauert sie ihnen nicht nach, denn offensichtlich hat sie sich innerlich schon von ihnen gelöst. Hier eröffnet sich der psychologische Zugang zu der Geschichte. Zwischen der Frau und ihren Zeitgenossen scheint eine Wand niedergesunken zu sein, eine Art innere Entfremdung, und sie findet sich als isoliert zurückgelassen. Natürlich muss sie auch annehmen, dass all ihre Verwandten und Bekannten der Katastrophe jenseits der Wand zum Opfer gefallen sind, was sie in einer fast schockierenden Weise leichtnimmt. Der Kontakt zu ihren Tieren ist um einiges simpler. Natürlich denkt sie auch über den Grund des Unglücks nach.

Angesichts des Umstandes, dass das Buch in der Zeit des kalten Krieges entstanden ist, liegt eine Atom- oder Umweltkatastrophe nahe. Die Isolation in Gestalt dieser undurchdringlichen Wand kann also viele Gründe haben. Im Lauf der Schilderungen der kommenden Jahre wird die Erzählung mehr und mehr zur Darstellung des archaischen Überlebenskampfes eines allein gelassenen Menschen in der Wildnis. Existenz, reduziert auf fast gänzliche Abhängigkeit von der Natur, wenn man einmal von der relativ guten Ausrüstung der Jagdhütte absieht. Nachdem die Isolation einer eigenwilligen Individualistin immer mehr in den Hintergrund rückt, muss der intellektuelle Abstand dem alltäglichen Überlebenskampf weichen und wird zum tragenden Thema. Dabei wird der Duktus des Buches von einer ungemein sachlichen und gar nicht abgehobenen Sprache getragen. Alles klingt völlig unpräntiös. Es wird deutlich, dass die viele Arbeit auf ihre Weise das Leben auch vereinfacht.

Bei ihren Jagdausflügen entdeckt die Frau eine Almalage, von der aus sie die Größe der Katastrophe erst so richtig überblicken kann. Für den nächsten Sommer, in dem es hoffentlich ein Kalb, besser noch einen jungen Stier geben wird, plant die Frau einen Sommeraufenthalt in der Almhütte,



die noch weiteres brauchbares Gerät enthält, wie etwa ein Fass zum Buttermachen. Es gibt Obst und Beeren zu ernten und nicht enden wollende Arbeit. Im Winter wird wirklich ein Stierkalb geboren, was die Aussicht auf weitere Kälber und somit das Anhalten der Milchproduktion garantiert. Der erste Sommer auf der Alm wird der Höhepunkt des neuen Lebens, auch wenn es inzwischen Todesfälle unter den Tieren gegeben hat, die die einzige Gesellschaft der Frau sind.

Im nächsten Sommer passiert etwas Unerwartetes: ein Mann, ein weiterer Überlebender, taucht plötzlich auf der Alm auf – ein wüstes, entmenschetes Exemplar, das den Hund und den jungen Stier mit einer Axt erschlägt, bevor die Frau ihn erschießen kann und anschließend in den Abgrund stürzen lässt. Das Leben ist ein brutaler Existenzkampf geworden. Im folgenden Winter sucht sie sich alles Papier in der Jagdhütte zusammen und schreibt nieder, was ihr widerfahren ist. Ihre Hoffnung, dass die Kuh vor dem Tod des Stiers noch ein weiteres Junges empfangen hat, was ein Weiterfließen der Milch bedeuten würde, scheint berechtigt zu sein, und die Frau bereitet sich auf ein künftiges Leben voller Arbeit vor, bis eines Tages die Munition für das Gewehr, die Zündhölzer, die Milchproduktion zu Ende sein werden, Regen, Trockenheit oder Kälte vielleicht den Ertrag der Wiesen oder des Kartoffelackers reduzieren werden und dann auch ihr Lebenskampf ein Ende haben wird.

Unglaublich ist die archaische Ausstrahlung dieser Geschichte, wie sie einem die Ausgesetztheit und Abhängigkeit vor Augen führt und uns auch unseren wohlstandsbedingten Hochmut bewusst macht. Man erinnert sich plötzlich an den atemberaubenden Zynismus der damals entwickelten Neutronenbombe, die nur Mensch und Tier vernichten und den Rest unversehrt lassen sollte – diese wohl schauerlichste Teufelei, die sich ein Menschenhirn ausdenken konnte. Dazwischen finden sich immer wieder geniale, wortgewaltige Zitate:

„Vielleicht ist die Phantasie eine menschliche Entartungserscheinung...“

„Der Mensch kann nicht zum Tier werden, er stürzt am Tier vorbei in den Abgrund...“

„die Uhren – kleine Götzen...“

„...aber mit meinen Pfuschiereien wird der Wald leicht fertig, Ich bin kein ernstzunehmender Störenfried. Der Wald will nicht, dass die Menschen zurückkommen...“

„...das große Sonne-, Mond- und Sterne-Spiel schien gelungen zu sein, es war auch nicht von Menschen erfunden worden...“

Kurz und gut – *Die Wand* ist geeignet für ein Inselbuch. Diese Enklave im Wald ist einerseits eine Insel der Rettung, aber auch der Isolation. Marlen Haushofer beschreibt den Zustand dieser Insel.